



## HIRSCHJAGD IM PARADIES PETER UTZ

---

Peter Utz, geboren 1954 in Biel (Schweiz), Studium der Germanistik und Geschichtswissenschaft in Bern und München. Seit 1987 ordentlicher Professor für neuere deutsche Literatur an der Universität Lausanne. Schwerpunkte von Unterricht und Publikationen: Deutsche Literatur von der Goethezeit bis zur Gegenwart (Buchpublikationen: *Die ausgehöhlte Gasse: Stationen der Wirkungsgeschichte von Schillers ‚Wilhelm Tell‘*. 1984; *Das Auge und das Ohr im Text: Literarische Sinneswahrnehmung in der Goethezeit*. 1990); deutschsprachige Schweizer Autoren des 20. Jahrhunderts (u. a. Mitherausgeber der Reihe *Schweizer Texte, Neue Folge*); Robert Walser (zahlreiche Aufsätze in deutscher und französischer Sprache, Herausgabe von französischen Walser-Übersetzungen; Buchpublikationen: *Wärmende Fremde: Robert Walser und seine Übersetzer im Gespräch*. 1994; *Tanz auf den Rändern: Robert Walsers ‚Jetztzeitstil‘*. 1998, frz. Übersetzung: *Robert Walser: Danser dans les marges*. 2001); literarische Übersetzung in Zusammenarbeit mit dem *Centre de traduction littéraire* der Universität Lausanne. In diesem Zusammenhang auch sein Arbeitsprojekt am Wissenschaftskolleg: *Autrement dit – anders gesagt*. – Adresse: Section d’Allemand, Bâtiment des Sciences Humaines II, Université de Lausanne, 1015 Lausanne-Dorigny, Schweiz.

Ins Paradies nimmt man am besten ein paar Kisten Bücher mit und einige Fragen, die sie zusammenführen können. Denn dazu wird man dort unendlich viel Zeit haben, die bekanntlich im Paradies suspendiert ist. So dachte ich mir, als ich im Oktober im Wissenschaftskolleg ankam. Wie ich in dieses Paradies Eingang gefunden hatte, ob durch Unschuld oder durch Verdienst, blieb mir zwar verborgen, vermutlich weder durch das eine noch durch das andere. Doch das Projekt war gesetzt: Unter dem Titel *Autrement dit* –

*anders gesagt* wollte ich deutschsprachige Literatur im Spiegel ihrer französischen Übersetzungen zu lesen versuchen, als einen hermeneutischen Umweg zum Eigenen. Dieses Projekt hängt mit meiner eigenen zweisprachigen Biographie und mit meiner Lehrtätigkeit an einer deutschsprachigen Abteilung in einer französischsprachigen Universität zusammen. Einige kleinere Aufsätze hatte ich dazu schon publiziert. Nun wollte ich dieses ziemlich ungewöhnliche Leseverfahren auf weiteren thematischen Feldern erproben, es methodisch breiter abstützen und in einem Buch zusammenführen.

Dieses Projekt hätte ich vermutlich auch anderswo realisieren können. Doch durch die intensiven Diskussionen mit den Mit-Fellows verschoben sich schnell seine Proportionen und Perspektiven. Auch wenn es unter ihnen keine Gesprächspartner gab, die mir in einer so spezifischen Fragestellung direkt hätten weiterhelfen können, war es doch produktiv, die eigene Fragestellung gerade fachfremden Kollegen immer neu skizzieren zu müssen. Und umgekehrt wurde ich durch diese Kollegen mit Fragestellungen und kulturellen Situationen konfrontiert, die ich bestenfalls aus den Medien kannte. Nun erhielten die Konfliktfelder etwa im Nahen Osten oder auf dem Balkan plötzlich ein reales Gesicht, und die Informationen aus erster Hand brachen alle Vorurteile auf. Die Welt wurde größer und komplizierter. Auch für andere, näher liegende disziplinäre Felder gingen durch die anderen Fellows neue Fenster auf, so etwa für die „image sciences“ oder Fragen der Rechtswissenschaft, neben denen ich an meiner eigenen Universität bisher hinweggelebt hatte. Auch mit den Erkenntnisformen der Biologie wurden wir Geisteswissenschaftler konfrontiert; allerdings kam das interdisziplinäre Gespräch hier leider nicht weit über traditionelle Frontstellungen hinaus.

Das lag vielleicht auch an einem Sprachproblem im weiteren Sinn: Im Wissenschaftskolleg dominiert sowohl in den Vorträgen wie auch im Alltag das Englische. Mit meiner Ausrichtung auf den deutsch-französischen Kulturraum war ich hierzu nicht ganz gerüstet. Auch schien die Sprache und ihre Gestaltungskraft, der meine philologische Aufmerksamkeit gilt, in diesem internationalen und interdisziplinären Wissenschaftskontext eine sekundäre Rolle zu spielen – zwar hörte man von allen Seiten hoch qualifizierte Vorträge und Diskussionsbeiträge, doch die Eigendynamik der sprachlichen Formulierung oder gar ihre ästhetische Qualität kam dabei nur selten zum Tragen. Gewiss gibt es keine Alternative zu dieser Lingua franca, weil die Fellows glücklicherweise aus sehr verschiedenen Kulturen herkommen. Doch dass mit jeder Sprache auch erkenntnisleitende kulturelle Vorprägungen ins Denken eingehen, das wurde trotz der multikulturellen Ausgangslage unter den Fellows nur selten reflektiert. Sprache und Sprachdifferenzen sollen offenbar

nicht zum Thema werden, wenn man sich erfolgreich verständigen will. Und ist schließlich nicht das Englische das gegebene Idiom für ein Paradies?

Für mich hieß das jedoch, dass ich mein Projekt ins Englische übersetzen musste, wenn ich es meinen Mit-Fellows plausibel machen wollte. Beim Kapitel über Fontane, dessen französische Übersetzungen ich mitgebracht hatte, konnte ich dank des Fontane-Archivs Potsdam auch die englischen Übersetzungen von *Effi Briest* einarbeiten und das Resultat den Fellows in einem ins Englische übersetzten Vortrag präsentieren. Die entsprechende Sprachakrobatik war zwar mit einem erheblichen Aufwand verbunden, doch dafür war das Echo ermutigend. So beschloss ich, auch im Falle Musils die englischen Übersetzungen beizuziehen und mich in der theoretischen Fundierung vermehrt mit angelsächsischen Positionen auseinander zu setzen. Die Beschaffung der entsprechenden Literatur war dank dem perfekten Bibliotheksservice des Kollegs für mich problemlos, und trotz dieser Erweiterungen steht das Buch nun, am Ende des Berliner Jahres, vor dem Abschluss. Im größeren Horizont, vor dem ich das Projekt jetzt sehe, hat sich allerdings seine Reichweite verkleinert, doch zugleich schärfte sich sein Profil: Es ist ein Projekt von „Old Europe“ und seiner feinen sprachlich-kulturellen Unterschiede, die einem Außenstehenden nur schwer nahe zu bringen sind. Immerhin bestätigte sich mir bei der Erweiterung ins Englische meine eigene These, dass der Sprung über die Sprachgräben immer auch gewinnbringend ist; ich habe mein eigenes „autrement dit“ nun selbst auch anders auszusprechen gelernt, „in other words“.

Der Prüfstand dafür waren die Vorträge, die ich während des Fellowjahres gehalten habe. Es waren insgesamt neun, einige mehr als ursprünglich für ein Urlaubsjahr vorgesehen. Sie ergaben sich aus Kontakten zu den Berliner Institutionen, die bereits bestanden oder die ich neu knüpfen konnte – auch das ein sehr wichtiges, hoffentlich nachhaltiges Resultat meines Berliner Jahres. So konnte ich neben dem Wissenschaftskolleg selbst im Zentrum für Literaturforschung, im Literarischen Colloquium am Wannsee, zweimal in der Humboldt-Universität und einmal an der Freien Universität sprechen. Außerhalb Berlins hielt ich Vorträge in Göttingen und Leipzig. Thema war in erster Linie mein Übersetzungsprojekt, für das ich aus den unterschiedlichen Auditorien einige wichtige Anregungen und Fragen erhielt. Daneben sprach ich über mein zweites aktuelles Forschungsfeld, die apokalyptischen Szenarien in der Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts, denen ich aber nur einen beschränkten Platz einräumen konnte und wollte – die Apokalypse gehört nicht ins Paradies. Zudem hielt ich bei einem Podiumsgespräch an der Akademie der Künste und mit einem Vortrag in der Schweiz meinen Lieblingsautor

Robert Walser bei mir wach. Schließlich hatte er vor knapp hundert Jahren hier in Berlin die wichtigsten Anregungen seiner literarischen Laufbahn erhalten, und in dieser Hinsicht war mein Berliner Jahr auch Teil meiner andauernden Annäherung an diesen Autor. In der Villa von Samuel Fischer, in der er als etwas exotisches Jungtalent zur Soirée eingeladen war, oder im Denkmal für Walter Rathenau, mit dem er eine komplizierte Beziehung unterhielt, wurde Walser für mich im Grunewald in neuer Weise präsent. Ich sehe ihn nun in dieser Umgebung, und deshalb sehe ich auch ihn in anderer Weise, nicht „dèjà vu“, sondern „autrement vu“.

Das gilt für die ganze Stadt, in ihrer reichen und widerspruchsvollen historischen Topographie, die ich vom Grunewald aus erkunden konnte. Als Literaturwissenschaftler, der auch die kulturellen Kontexte der deutschen Literatur seinen nicht-deutschen Studierenden vermitteln will, habe ich hier viele Erfahrungen aus erster Hand gemacht. Auch die Berliner Theater haben mir reichlich kulturelle Anschaulichkeit vermittelt. All dies kann ich nach Lausanne zurückbringen, und umgekehrt werde ich auch meine Studierenden noch besser davon überzeugen können, wie wichtig es ist, sich in dieser Stadt dem Differenten, Befremdlichen auch direkt auszusetzen.

Zum Paradies gehören die Engel und die Engelsgeduld: Es sind dies zuerst die Leitung des Wissenschaftskollegs, die sich in nie abreißender Neugier für den Strom von hochkarätigem Wissen interessiert, den sie selbst in die edlen Räume an der Wallotstraße lenkt. Es sind dies auch der ebenso freundlich-kompetente wie unverdrossen hilfsbereite *staff* des Kollegs und der exzellente Bibliotheksdienst, der unter den Bäumen der Erkenntnis die Bücherregale füllt. Gleich daneben sind im Speisesaal ständig die Tische reichhaltig gedeckt. Zum Paradies gehört schließlich die Sphärenmusik, auch wenn sie, wie gelegentlich der Komponist Stefan Litwin, zum Hammer greift. Denn in seinen Gesprächskonzerten hat er uns Fellows in anderer Weise hören gelernt – „listen in another way“.

So vermag das Wissenschaftskolleg Augen und Ohren zu öffnen und scheint dazu über unerschöpfliche Ressourcen zu verfügen. Doch ein Gut ist auch hier Mangelware: die Zeit. Ich hatte sie mir endlos vorgestellt, wie im Paradies. Doch vor Ort musste ich erfahren, dass der Grunewald ein ehemaliges Jagdgebiet ist. Deshalb gehört zur Dekoration der Villa Walter ein Relief mit einem Jäger, der einen Hirsch mit bloßen Händen niederzwingt, als seien die Feuerwaffen noch nicht erfunden oder aus dem Paradies verbannt. Darunter die Inschrift: „Carpe Diem“. Dieses Relief leuchtete desto früher vor meinem morgendlichen Schlafzimmerfenster im Sonnenlicht auf, je länger die Tage und je kürzer das Fellowjahr wurden. Doch umso leichter konnte ich dieser Aufforderung nachkom-

men, welche so sinnenfällig am Wohnhaus der Fellows angebracht ist. Allerdings fühlte ich mich gelegentlich auch hier weniger als ein Jäger, der die Zeit beim Geweih packt, und mehr als ein Hase auf der Flucht, wie ihn die Brückenfigur am „Hasensprung“ zeigt. Das liegt nicht am Kolleg, sondern an den permanenten Verbindungen zur Außenwelt, denen man im Schussfeld des weltweiten Mailverkehrs nicht entgeht. Angesichts der Möglichkeiten von Berlin einerseits und der Anforderungen des akademischen Alltags andererseits, die mich auf elektronischem Wege immer wieder einholten, schien der Hirsch, den es hier zu packen galt, gelegentlich mindestens ein Sechzehn-Ender. So habe ich auch von hier aus Dissertationen betreut, die Studienreform an der Heimatuniversität mitbegleitet oder ein paar Gutachten und Empfehlungsschreiben und den Abschlussbericht über ein größeres Forschungsprojekt verfasst. Doch dank der enormen Öffnung, mit welcher die Welt im Wissenschaftskolleg Eingang findet, schrumpfen solche Alltagsfragen auf das ihnen zustehende kleine Format, und umso gelassener kann man sie angehen.

Solche heimatlichen Hirsche werde ich demnächst auch direkt anpacken müssen, und deshalb muss ich diesen Bericht dem Wissenschaftskolleg leider in der Vergangenheitsform hinterlassen. Er ist ein kleiner Dank für ein großes, wenn auch kurzes Jahr. Dass sich in ihm nicht nur die Wahrnehmung von Sprache und Stadt, sondern auch die Wahrnehmung der Zeit verändert hat, gehört wohl mit zu den Erfahrungen, die man hier machen kann. Im Urlaub ticken die Uhren bekanntlich anders, aber meist nicht langsamer. Ulrich, Musils *Mann ohne Eigenschaften*, mit dem sich das letzte Kapitel meines Buches beschäftigt, beschließt, „ein Jahr Urlaub von seinem Leben zu nehmen“. Der ehemalige Mathematiker mit einer Neigung zu mystischer Grübelei würde sich als Fellow anbieten. Dann könnte er erfahren, wie hier die Zeit vergeht: „Die Tage schaukelten und bildeten Wochen. Die Wochen blieben nicht stehn, sondern verkränzten sich. Es geschah unaufhörlich etwas.“ In diesem Jahr ist viel geschehen, hier und mit mir. Vermutlich hätte ich besser statt sechs Kisten Bücher noch sechs Kisten zusätzliche Zeit nach Berlin mitgeschleppt, wäre solche bei mir zu Hause vorrätig gewesen. Doch was ich aus Berlin zurücknehmen kann, das hätte ohnehin in keiner Kiste Platz.